



HANS MAGNUS
ENZENSBERGER

TUMULT

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 4636

1963 führt den Autor eine erste Reise nach Rußland, und unverhofft wird er zum Gast auf Chruschtschows Datscha in Gagra. Das Ergebnis ist ein genaues Porträt des Mannes und der sowjetischen »Tauwetter«-Politik dieser Zeit. Drei Jahre später durchreist Enzensberger die UdSSR vom äußersten Süden bis nach Sibirien. Auf diesem Parforceritt nehmen die Verwicklungen des »russischen Romans«, der konfliktreichen Beziehung zu seiner zweiten, russischen Frau, ihren Anfang. 1968/1969 gerät der Dichter dann in eine Phase des politischen und privaten Tumults. Mitten im Vietnamkrieg folgt er einer Einladung an die Wesleyan University, aber schon nach wenigen Monaten lockt das Kuba der Revolution. Doch sind die Fraktionskämpfe der außerparlamentarischen Opposition in Berlin nicht so weit entfernt, als daß der Dichter nicht auch auf diesem Schauplatz zum Akteur würde ...

Hans Magnus Enzensberger wurde 1929 in Kaufbeuren geboren. Als Lyriker, Essayist, Biograph, Herausgeber und Übersetzer ist er einer der einflußreichsten und weltweit bekanntesten deutschen Intellektuellen.

Zuletzt sind von ihm im Suhrkamp Verlag erschienen: *Versuche über den Unfrieden* (st 4626), *Kilroy was here* (st 4627) und *Immer das Geld!* (2015)

HANS MAGNUS
ENZENSBERGER
TUMULT

Suhrkamp

Erste Auflage 2015
suhrkamp taschenbuch 4636
© Suhrkamp Verlag 2014
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagfoto: Wilfried Bauer/Agentur Focus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46636-0

TUMULT

Den Verschwundenen

Inhalt

1963

Aufzeichnungen von einer ersten Begegnung
mit Rußland

9

1966

Gekritzelte Tagebuchnotizen von einer Reise durch
die Sowjetunion und ihren Folgen

37

2015

Prämissen

105

1967-1970

Erinnerungen an einen Tumult

109

1970 ff.

Danach

243

Personenregister

281

Aufzeichnungen von einer ersten Begegnung mit Rußland (1963)

Die Adresse war nicht ganz korrekt, aber dennoch landete der Brief in meinem Kasten: Budal Gar, Tome, Norwegen. Die Italiener haben immer Schwierigkeiten mit Buchstaben, die in ihrem Alphabet fehlen. Den Absender auf dem Kuvert konnte ich nicht auf Anhieb entziffern. Er bestand aus einer Abkürzung: Comes. »Caro amico«, las ich; der Mann, der mir so freundlich schrieb, hieß Giancarlo Vigorelli und unterzeichnete als Generalsekretär und Herausgeber der römischen Zeitschrift *L'Europa Letteraria*. Erst da fiel mir ein, daß ich ihn vor Jahr und Tag kennengelernt hatte. In Italien ist ein Talent wie das seine nicht allzu selten. Ehrgeiz, Geschicklichkeit und gute, parteiübergreifende Beziehungen verhalfen ihm zu Geldern, deren Herkunft undeutlich blieb. Er nutzte sie zur Gründung einer Organisation, die sich *Comunità Europea degli Scrittori* nannte. Böse Zungen verglichen ihn mit einem Impresario oder einem Zirkusdirektor. Aber das war ungerecht, denn seine Initiativen waren verdienstvoll. Weit und breit gab es, mitten im Kalten Krieg, niemanden, der sich mit so viel Eifer und Bonhomie darum bemühte, die Gräben zwischen den verfeindeten Blöcken wenigstens auf dem Terrain der Kultur zu überbrücken. Auf diese Weise hatte er bereits das eine oder andere Treffen zwischen »westlichen« und »östlichen« Schriftstellern zustande gebracht.

Nun hielt ich seine Einladung zu einer Begegnung in der Hand, die in Leningrad stattfinden sollte. Wie ich auf Vigorel-

lis Liste geraten bin, war mir nicht klar. Denn auf ihr standen, wie er mir zu verstehen gab, Autoren aus vielen Ländern, darunter auch einige von großem Kaliber. Es war durchaus nicht selbstverständlich, daß Vigorelli auch an die Westdeutschen gedacht hatte. Leningrad war für unsereinen ein mythischer, um nicht zu sagen verbotener Ort, der nicht im nahen, sondern im fernen Osten lag; zum einen, weil ein deutsches Heer Leningrad vor zwanzig Jahren eingeschlossen, belagert und ausgehungert hatte, und zum andern, weil Jalta diese Stadt hinter einem Vorhang verschwinden ließ, der schwer zu öffnen war. Die Stimmung auf beiden Seiten der Berliner Mauer war militant, vergiftet von der Angst vor Eskalationen an der Naht der beiden Imperien.

Deutschland, das waren zwei Protektorate, auf der einen Seite die laue Bundesrepublik, auf der anderen die »Zone«, über die ich wenig Illusionen hegte, geimpft wie ich war durch den Augenschein und durch frühe Lektüre: Hannah Arendts *Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft*, Orwells *Homage to Catalonia* und *Verführtes Denken* von Czesław Miłosz. Auch eine Dosis von marxistischen Grundkenntnissen hatte ich mir mit Hilfe eines Freiburger Jesuiten verschafft. Das war Gustav Wetter, der in zwei Bänden den *Dialektischen Materialismus* so sorgfältig präpariert hatte wie ein Kannibale den Säugling, den er verspeisen möchte. Er durfte das, mitten im Kalten Krieg, und vieles, was bei dieser Vivisektion zum Vorschein kam, hat mir eingeleuchtet. Aber was mir fehlte, und was Bücher nicht leisten können, war die Autopsie. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, wie es auf der anderen Seite zugeht, und zwar nicht nur in den Satellitenprovinzen, sondern in Rußland, das seit langem nur noch hieß: CCCP, Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken.

So kam es also, daß ich an einem Nachmittag im August – ich weiß noch, daß es ein Samstag war – mit einer russischen Maschine in Leningrad gelandet bin. Dort waren Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir, Nathalie Sarraute, Angus Wilson, William Golding, Giuseppe Ungaretti und Hans Werner Richter angereist, und auf der östlichen Seite traten Michail Scholochow, Ilja Ehrenburg, Konstantin Fedin, Alexander Twardowski, Jewgeni Jewtuschenko, Jerzy Putrament aus Polen und Tibor Déry aus Ungarn auf. Auch aus der DDR hatte sich jemand eingefunden, ein gewisser Hans Koch, von dem nur zu hören war, daß er dem ostdeutschen Schriftstellerverband als Sekretär diene. Ingeborg Bachmann, die eingeladen war, hatte in letzter Minute abgesagt, und Uwe Johnson wollten die ostdeutschen und die russischen Offiziellen auf keinen Fall dabeihaben.

Dennoch brauchte man wohl den einen oder anderen Deutschen aus der Bundesrepublik; denn die Außenwelt hatte unsere politische Quarantäne allmählich aufgehoben. Aber welchen Deutschen? Max Frisch wäre besser gewesen, aber er war Schweizer. Doch gab es da nicht den wohlbekannteren Hans Werner Richter? Die Saga von der Gruppe 47 hatte sich bis nach Moskau herumgesprochen. Das offizielle Debatthema war unverfänglich: »Probleme des zeitgenössischen Romans«. Aber warum ich, der nie einen Roman geschrieben hatte? Zu meinen Gunsten fiel, glaube ich, vor allem mein Geburtsdatum ins Gewicht. Man konnte sicher sein, daß mit keinen unangenehmen Details aus der Nazizeit zu rechnen war; außerdem galt ich in einem vagen Sinn als »links«, was immer das bedeuten mochte.

Ich war nie zuvor in Rußland gewesen. Mit den Sitten und Gebräuchen, die dort herrschten, war ich nicht vertraut. Da der sowjetische Schriftstellerverband die Regie übernommen hatte, galten wir als Delegation, um nicht zu sagen als Staatsgäste. Untergebracht wurden wir im besten Hotel der Stadt, der *Europejska*, gleich am Newski-Prospekt. Im Foyer lagen echte Teppiche aus dem Kaukasus, aus Buchara und aus Persien. Riesige Wannen auf gußeisernen Löwenfüßen standen in den überheizten Badezimmern. Es gab auch einen Wintergarten mit Palmen. Mit seiner etwas abgeschabten Pracht, seinen Kronleuchtern und schweren Schreibtischen stand das große Haus längst nicht mehr Herren wie Turgenjew und Tschaikowski oder später einem Gorki oder einem Majakowski zur Verfügung, sondern einer neuen Klasse von Gästen.

Ein kleiner Kiosk bot Zeitungen in vielerlei Sprachen feil, aber ich mußte mich mit dem *Neuen Deutschland*, der *Unità* und der *Humanité* begnügen. Von anderen Blättern konnte ich nicht einmal den Titel entziffern. War das Mongolisch, Armenisch oder Tadschikisch? Da hielt ich mich lieber an die *Prawda*, denn selbst mein miserables Russisch reichte aus, um die Schlagzeilen zu verstehen, weil dort stets zu erraten war, was sie verkündeten: Erfolgsmeldungen aus der Produktion und schlechte Nachrichten aus der kapitalistischen Welt. Auf kein Verständnis stieß mein Verlangen nach einem Stadtplan. Überhaupt schien sich niemand für Landkarten zu interessieren. Schon die Frage nach ihnen rief Erstaunen hervor. Nur Spione trachteten nach derartigen Staatsgeheimnissen.

Dafür standen für unsere »Delegation«, die nur aus ihrem Leiter Hans Werner Richter und mir bestand, gleich zwei Begleiter bereit, die sich bald als unverdiente Glücksfälle er-

wiesen. Zwar dienen solche Bärenführer vor allem als Dolmetscher, um stammelnden Ausländern auszuhelfen, aber sie haben auch noch andere Aufgaben; sie müssen nicht nur den Gast, sondern auch den Staat vor Ungelegenheiten schützen. Höhere Stellen erwarten von ihnen Berichte darüber, wie sich der Fremde benimmt und was er denkt. Lew Ginzburg war der eine, ein Gemütsmensch, hochqualifizierter Germanist und Übersetzer, der wohl nur aushilfsweise mit dieser Aufgabe betraut war. Auch dem anderen, Konstantin Bogatyrjow, so hieß er, schien wenig an offiziellen Pflichten zu liegen; ideologische Phrasen verscheuchte er wie lästige Fliegen. Ja, er äußerte sich schon bald derart abschätzig über die herrschende Partei und ihre Führung, daß ich überlegte, ob man nicht einen Provokateur auf uns angesetzt hatte. Bei der Allgegenwart der Überwachung lag dieser Gedanke nahe. Aber bald sah ich ein, daß mein Argwohn fehl am Platz war.

Kostja, wie er sich nannte, war ein schwächlicher, beinahe unterernährter Mann von dreißig oder fünfunddreißig Jahren, dem man ansah, daß er schwere Jahre überlebt hatte. Er kannte den Apparat in- und auswendig und wußte, mit welchen Abstrafungen und mit welchen Privilegien man hier zu rechnen hatte, welche Läden es für die Bevorzugten gab und auf welche Abstufungen es dabei ankam. Als ich ihn fragte, woher sein beschädigtes Gebiß käme, sagte er kaltblütig, das sei ein Souvenir aus der Lagerhaft. Nach und nach erzählte er mir, als wäre das nichts Besonderes, von den Sträflingen, unter denen er dort, weit hinter dem Ural, ein paar Jahre zugebracht hatte. Mit Dentisten kannte er sich seitdem aus. Das erwies sich als hilfreich, weil Hans Werner über Nacht von Zahnschmerzen heimgesucht wurde, die ihn zwei Tage lang außer Gefecht setzten.

Kostjas wahre Leidenschaft galt nie der Politik, sondern der Poesie. Vielleicht war sie ihm zum Verhängnis geworden, vielleicht hatte er verbotene Verse abgeschrieben und weitergegeben; dafür sprach, daß er Gedichte von Ossip Mandelstam auswendig zitieren konnte, ebenso wie Rilkes *Duineser Elegien* – und die sogar auf deutsch.

So etwas hat es in der russischen Intelligenzija immer gegeben. Kostja verkörperte das Ethos von Menschen, denen die Dichtung über alles ging, ein Kult, der bei uns schon lange nicht mehr existiert.

Soviel wußte sogar ich, daß Sankt Petersburg, Petro- oder Leningrad, diese vernachlässigte Schönheit, an jeder zweiten Straßenecke von literarischen Geistern heimgesucht wird. Doch von Puschkin, Gogol, Dostojewski, von den Serapiensbrüdern, von Dichtern wie Chlebnikow und Charms war nicht die Rede in den Debatten, die der Kongreß auf die Tagesordnung gesetzt hatte.

Konstantin Fedin, ein einflußreicher Mann, Vorsitzender des beinahe allmächtigen Autorenverbandes, schimpfte auf Joyce, Proust und Kafka, die Franzosen verteidigten den *nouveau roman*, und die Funktionäre priesen den sozialistischen Realismus. Das war alles recht langweilig. Nur Ilja Ehrenburg, der zwar nicht nominell, aber geistig wie der Chef der sowjetischen Delegierten auftrat, brachte ein wenig Leben in die Bude. Kein Wunder, denn er war schon 1954 mit seiner Erzählung *Tauwetter* zum Taufpaten einer ersten, schüchternen Periode der Kritik am Stalinismus geworden. Den Veteranen des Verbandes ging er damit ziemlich auf die Nerven. »Unsere Schriftsteller«, sagte er, »schreiben nicht deshalb schlechte Romane, weil sie für den Sozialismus eintreten, sondern weil der liebe Gott sie nicht mit Talenten gesegnet

hat. Weit und breit ist in der Sowjetunion kein Tolstoi, kein Dostojewski, kein Tschechow in Sicht. Aber untalentierte Autoren haben wir genug.« Zwar müsse es Schriftsteller geben, die Millionen ansprächen, aber auch andere brauche die russische Literatur, die nur für fünftausend Leser schrieben. Er persönlich könne zwar mit dem *nouveau roman*, der hier hoch gelobt werde, nichts anfangen. Doch das Recht auf Experimente sollten wir alle respektieren. Das war der Höhepunkt der Auseinandersetzung.

Niemand kam auf seine Argumente zurück, auch er nicht. Wie ein Weltmann zog er es vor, sich mit Hans Werner Richter über Deutschland zu unterhalten; sogar für mich nahm er sich Zeit, obwohl ich in Rußland ein gänzlich Unbekannter war.

Aber ein Kongreß ist schließlich nur ein Kongreß. Deshalb unternahmen wir, Kostja und ich, wo es nuranging, den einen oder anderen Fluchtversuch. Die Zeit dafür war knapp bemessen. Wir sahen uns den Panzerkreuzer *Aurora* an, der schon 1904/05 im Russisch-Japanischen Krieg gedient hatte. Die rote Flagge hing müde vom Mast. Das Schiff kam mir ziemlich klein und schrottreif vor. Dann noch ein kurzer Blick auf den Winterpalast, den Ort, vor dem es im November 1917 zum Aufstand oder meinetwegen zum Putsch der Bolschewiki gekommen war, und auf die goldene Nadel der Admiralität. Mehr war uns nicht vergönnt.

Es muß aber irgendwann, vielleicht am zweiten Tag, ein großes Bankett gegeben haben. Ich erinnere mich, daß ich neben einem Riesen saß, der die prachtvolle Uniform eines Admirals der Roten Flotte und einen großen Ring mit einer weißen Kamee trug. Auf meine Frage erklärte er mit dröhnendem Lachen, daß sie ein Porträt des Zaren darstelle;

Nikolaus II. sei es, den er verehere. Inzwischen hatte das Essen mit zahlreichen Trinksprüchen begonnen. Ohne bis an den Rand gefüllte Wodkagläser ging es dabei nicht ab. Sartre, der den Ehrenplatz einnahm, schien dem Kampf mit dem Alkohol nicht gewachsen. Mitten in der ausgedehnten Speisenfolge mußte er sich geschlagen geben. Ein diskreter Leibwächter brachte ihn in Sicherheit. Später hieß es, ein Notarzt sei gerufen worden, aber man muß nicht alles glauben, was einem auf dem Korridor zugeflüstert wird.

Am letzten Abend ging es lockerer zu. Dafür hat, glaube ich, Jewgeni Jewtuschenko gesorgt, der, drei Jahre jünger als ich, ganz genau wußte, wo in den Leningrader Nächten etwas zu erleben war. Der Ort, zu dem er uns schleppte, war eine aufgegebene Fabriketage, eine Art Loft. Dort gab es eine Band, die nicht nur Dreher und Swing-Melodien aufspielte, sondern sich auch auf die neueste Mode aus dem Westen verstand. Die *stiljagi* stellten stolz ihre Lederjacken und ihre echten oder gefälschten Blue jeans zur Schau. Während die Älteren sich still, aber nachdrücklich besoffen, gab sich die Jugendszene bis in die Morgenstunden dem Twist hin. Erst später habe ich begriffen, wie diese Buben sich auf dem laufenden hielten: Es waren Sender wie Radio Liberty oder der Russian Service der BBC, denen sie ihre Kenntnis der Songs von Elvis Presley und der Beatles verdankten. Sie wußten ganz genau, wie man auf dem Kurzwellenband die sowjetischen Störsender austricksen konnte.

Am folgenden Abend ging es dann mit dem berühmten Roten Pfeil nach Moskau. Dieser Schlafwagenzug verdankte seinen Ruf nicht zuletzt heimatlosen Liebespaaren, die in ihren beengten Wohnungen kaum Glückschancen fanden. Die

Zweibettabteile waren nämlich, wegen der großen Spurweite, nicht nur komfortabel und gemütlich, sondern auch sturmfrei, weil sie ohne Rücksicht auf den Familienstand vergeben wurden. Daß die Reise zehn Stunden in Anspruch nahm, beklagte niemand.

Auch in Moskau wurden die »Delegierten«, die niemand delegiert hatte, sogleich an die Hand genommen. Untergebracht hatte man uns im Hotel *Moskwa* gleich am Roten Platz, dem Kreml gegenüber. Die Gäste betraten das kastenförmige Hochhaus durch eine riesige, schlecht beleuchtete Halle, in der ausladende Klubsessel herumstanden. In den Ecken des Saales hingen Lautsprecher, aus denen Tag und Nacht getragene Chöre zu hören waren. Ächzende, chronisch überlastete Aufzüge brachten die Hotelgäste in den neunten Stock, wo eine beleibte Wächterin über sie Buch führte und darauf achtete, daß niemand das falsche Zimmer betrat.

Zum Programm gehörte auch eine »Internationale Dichterlesung« in einem Gewerkschaftshaus. Sie verlief derart vielsprachig, daß das Publikum wenig verstand. Amüsanter war eine private Einladung Ilja Ehrenburgs. Seine Wohnung an der Gorki-Straße war so großzügig, daß ich mich an Empfänge bei Leuten aus der Park Avenue oder der Rue de Varenne erinnert fühlte. Kunst der klassischen Moderne schmückte die Wände: hier ein Matisse und dort ein Braque oder ein Vlaminck. Der Champagner wurde von Zofen mit weißen Häubchen, schwarzen Blusen und bestickten Spitzenschürzchen serviert. Canapés und Petits fours wurden herumgereicht. Der Versuch, längst vergangene bürgerliche Zeiten heraufzubeschwören, war dem Gastgeber täuschend echt gelungen. Ich fragte ihn auf französisch nach seiner bewegten Pariser Zeit, als er mit Picasso, Modigliani, Apollinaire auf

dem Montparnasse und mit Diego de Rivera in der *Rotonde* zusammengesessen war, und nach seinen Abenteuern im Spanischen Bürgerkrieg. Er war ja ein Mann, der vieles überstanden hatte und immer auf die Füße gefallen war. Ich muß sagen, daß er mir sehr gefiel, besser als Konstantin Simonow, der auch unter den Gästen war. Er sah aus wie der Besitzer einer schwäbischen Maschinenfabrik, sehr selbstbewußt und sehr reserviert. Nebenbei erfuhr ich, daß er am Wochenende mit einer Privatmaschine auf sein Jagdrevier in Sibirien geflogen war. Dagegen wirkte Ehrenburg überlegen, denn er hatte interessante Hintergedanken und verfolgte ganz bestimmte politische Ziele.

Die Delegation hatte keine Chance, von Moskau mehr zu sehen als das Hotel, das Lenin-Mausoleum vor dem Kreml oder einen »Volkspark der Errungenschaften«; denn schon stand uns eine Schifffahrt auf der Moskwa bevor, die uns bis zur Mündung der Oka brachte und fast einen ganzen Tag lang dauerte. Wir mußten eine Art Schiffsbahnhof passieren, ein imposantes, mehrstöckiges Gebäude, das von einem leuchtenden Sowjetstern gekrönt war, um an die Landungsbrücke und zum Schiff zu gelangen. Es war sehr warm. Weil ich keine Landkarte besaß, verstand ich nicht, wohin es ging. Offenbar war von hier aus die Hauptstadt mit weitentfernten Meeren verbunden; denn nicht nur Ausflugsdampfer ankerten am Kai, sondern auch Frachter, die ihre Ladung an die Ostsee oder ans Kaspische Meer brachten. Das komplizierte Kanalsystem der Moskwa und der Wolga führte uns durch große Stauseen und gewaltige, mit Säulen geschmückte Schleusen, die sich wie von Geisterhand automatisch öffneten und schlossen. Auf dem Deck saß man unter weißen Sonnensegeln und ließ es sich gutgehen. Nicht nur der georgische

Wein, auch der Wodka floß in Strömen. Ich staunte darüber, wie tapfer Hans Werner am Tisch der russischen Dichter mithielt.

Indessen hatte sich die eigentliche Sensation des Tages rasch herumgesprochen. Nikita Chruschtschow, der Gebieter des Riesenlandes, hatte den Wunsch geäußert, mit den Schriftstellern zu sprechen, die hier versammelt waren, möglicherweise sogar in seinem eigenen Haus. Sogleich wurde darüber getuschelt, wer wohl mit von der Partie sein würde.

Wie immer war ich nicht trinkfest genug, und mein Russisch war zu hinfällig, als daß ich mich an diesen Spekulationen hätte beteiligen können. Ich stand an der Reling, als mich ein etwa vierzigjähriger Mann auf englisch ansprach. Er schien sich dafür zu interessieren, wie ich als Außenseiter und Neuling die politische Situation im Lande sah. Ich erwähnte das berühmte Tauwetter und meinte, daß es damit seit Jahren nach dem Motto *Stop and go* zugehe. Der Chef habe sich vorgenommen, das Reich aus seiner Erstarrung zu lösen, seine Fixierungen aufzubrechen, aber das gehe gewissermaßen peristaltisch zu, in einzelnen Schüben, von einem schwerverdaulichen Bissen zum andern. Deshalb wisse niemand genau, wo das enden werde. Das führe zu einem Wechselbad von Hoffnung und Angst, nicht nur bei der Intelligenzija, sondern vermutlich auch bei allen anderen. Er hörte mir zu, amüsiert, wie es schien, und bemerkte, das sei gar nicht so falsch.

Später flüsterte mir der treue Kostja zu, mein Gesprächspartner sei Alexei Adschubei gewesen. Ahnungslos wie ich war, sagte mir dieser Name nichts. Ich war ziemlich erschrocken, als ich erfuhr, daß ich mit dem Schwiegersohn Chruschtschows und dem Herausgeber der Regierungszeitung *Iswestija* so offen geredet hatte.